

Die Neue Welt

Nr. 15

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Siebig.

(Fortsetzung.)

„Um, Kinder, so stumm?“ fragte Frau Langen's Stimme von der Thür her. Sie war eingetreten, die Beiden hatten es garnicht bemerkt. „Was habt Ihr denn? Es ist doch nichts passiert?“ setzte sie ängstlich hinzu.

„Mutter!“ Mit einem Ruf der Erlösung eilte Lena auf sie zu.

„Was ist denn? Was ist denn?“ Frau Langen sah sich unruhig um; dieses thränenfeuchte Blicken der Tochter, das Vibriren ihrer eiskalten Hand sagten genug; sie war sofort mit unglücklich.

„Ach, ach,“ jammerte sie, „was ist denn geschehen? So sagt mir's doch!“

Das fehlte auch noch! Bredenhofer biß sich den Schnurrbart und fuhr nervös durch's Haar. „Nichts ist passiert. Ich bitte Dich, liebe Mama, Lena hat verrückte Ideen, die ich nicht gutheiße.“

Lena zuckte zusammen, aber sie sprach nicht; sie ließ ihrem Mann das Wort. Während er erzählte, schmiegte sie sich fester an die Mutter und umklammerte deren Hand, wie Beistand heischend.

Frau Langen hörte mit offenem Munde zu; das zarte mädchenhafte Roth auf ihren Wangen kam und ging. Als Bredenhofer schloß: „Es ist lächerlich, so wie ich mein Bild verkaufe, sind wir aus jeder Bedrängniß. Und es wird in den nächsten Tagen der Fall sein, eben sprach ich noch gute Bekannte —“ nickte sie dem Schwiegersohne beifällig zu.

„Es ist ganz in der Ordnung, daß Du es nicht zugiebst,“ sagte sie. „Meine Tochter in's wildfremde Ausland — oh!“ Sie hob abwehrend die Hände; und dann sich zu Lena wendend: „Was würde Fritz sagen, ich bitte Dich! Du solltest Deinem Mann dankbar sein, daß er Dir diese dumme Geschichte verweigert; er thut's doch nur aus Liebe!“

Mit einer trostigen Gebärde warf Lena den Kopf herum, sie wollte erwidern — da — die Klingel gellte, schon streckte Grete den Kopf in die Stube: „Besuch — die Frau Doktor!“

„Am Gotteswillen, die Allenstein!“ Frau Langen sah umher wie eine Maus, die den Ausweg aus der Falle sucht. „Kommt die auch gerade — Lena, trockne Dir die Augen — schnell — man sieht's, daß Du geweint hast!“

Mit ungeheurer Freude ging Richard der Schwester entgegen; sie war wochenlang nicht da gewesen; er begrüßte sie mit einem Kuß.

Auch Lena gab sich Mühe, freundlich zu erscheinen, aber ihr Lächeln war verzerrt. Frau Langen sah besorgt die Tochter an, sie sah wie auf stolzen; wenn die Allenstein nur nichts merkte! Sie begann eine lebhaftere Unterhaltung, mehr Interesse an dem Ergehen von Frau Allenstein zeigend, als je zuvor.

Wie ein geschickter Fischer warf sie ein Netz von Fragen aus: über das Ergehen der Frau Doktor, über den Erfolg ihrer Badereise, das Befinden des Herrn Gemahls und so weiter; sie suchte in mütterlicher Vertheidigungsweise die Einsilbigkeit und Verschwiegenheit der Tochter zu decken.

Es half Alles nichts, Frau Allenstein hatte scharfe Augen und eine nervöse Feinsichtigkeit für zugespitzte Situationen. „Bist Du nicht wohl, liebe Lena?“ fragte sie. Und als diese mühsam hervorwürgte: „O doch,“ wandte sie sich zum Bruder. „Richard, ich finde, Deine Frau sieht sehr angegriffen aus!“ Sie ließ einen frauenhaften Kennerblick über Lena's Gestalt streifen. „Sie hat Schatten unter den Augen und bleiche Lippen; Du solltest einmal Karl konsultiren. Sie muß viel Milch trinken, vielleicht auch Malzpräparate nehmen!“ Dann klopfte sie Lena's Hand: „Ja, ja, das macht sich schon Alles — nur Muth!“

„Ich weiß nicht, was Du willst.“ Lena's Gesicht wurde von einem dunklen Purpur überzogen. „Ich bin ganz gesund. Was mir fehlt, giebt mir doch Keiner,“ setzte sie halblaut, wie unwillkürlich hinzu.

„Du bist auf falscher Fährte, liebe Susi, sagte Bredenhofer. Er achtete nicht auf das mahnende Zupfen der Schwiegermutter, es war ihm eine Wohlthat, sich Lust zu machen. Der Aerger Lena's wegen übermannte ihn. „Meine Frau ist nicht krank, sie ist unvernünftig. Jetzt, wo sich uns durch mein Bild die schönste Zukunftsaussicht eröffnet, bekommt sie, aufgestachelt durch die Einblasungen eines ganz nichtigen Patrons, die Idee, als Sängerin öffentlich zu glänzen. Ich hätte das nie zugegeben; für mich, für mein Hans mag sie ihre Kunst ausüben, aber weiter — o nein!“ Er schüttelte fortgesetzt den Kopf.

„Und — und —“ Lena's Lippen zitterten, sie konnten kaum die Worte formen — „und — und — wer hat immer von meinem Stern gesprochen, an den zu glauben mir vorgeredet? Du! Und jetzt auf einmal nicht mehr? Warum nicht? Weil sie Alle gegen mich sind, Dich hegen. Du liebst mich nicht mehr!“ Sie brach in fassungsloses Schluchzen aus.

Frau Allenstein zuckte die Achseln und suchte den Blick des Bruders, als wollte sie sagen: Siehst Du, hab' ich Dich nicht gewarnt? Dann legte sie in einer Mitleidswallung den Arm um die Schulter der Schwägerin: „Weine Dich mir aus! Ihr werdet Euch schon wieder vertragen, ich werde Richard gut zureden.“

Das war Frau Langen außer'm Spaß; sie war gewiß eine schlichter Natur, aber, Gott sei Dank, ihre Tochter hatte noch keinen fremden Schutz nöthig! Da war sie auch noch da. Entschlossen erhob sie

sich und zog Lena mit sich. „Lassen Sie meine Tochter nur, Frau Doktor, lassen Sie nur! Ich verstehe Lena am besten. Wenn sie weint, wird sie wohl ihre Gründe haben. Kommt, mein Kind!“

Frau Allenstein stieß ein kurzes verlegenes Lachen aus. „Bitte, o bitte, gnädige Frau! Solch verwöhnte kleine Prinzessin!“

„Aber Mama — aber Susanne?!“ Bredenhofer sah hilflos von einer der Frauen zur anderen, die Situation war ihm höchst unympathisch. Die erregten Mienen der Beiden, Lena's verschwollenes, verweintes Gesicht beleidigten sein Schönheitsgefühl. „Es ist gräßlich,“ stöhnte er und stemmte den Arm auf den Tisch.

„Armer Bruder,“ sagte Susanne und streichelte ihm die Haare.

„Armes Kind,“ sagte Frau Langen und führte die Weinende zum Nebenzimmer.

Bredenhofer rührte sich nicht, er hatte kein Wort der Beruhigung für seine Frau. „Ein Unsinn — unerträglich,“ brummte er, „mein Bild macht Alles glatt!“

Auf der Schwelle strauchelte Lena; sie hob plötzlich das Gesicht aus dem Taschentuch, das ihr die Mutter vorgehalten, und drehte sich nach der Schwägerin um. „Du — Du,“ sagte sie brohend — „Ihr Alle — Ihr Alle!“ Finster glitten ihre Blicke von Susanne zu Richard. „Hör' nicht auf die,“ rief sie sinnlos heftig mit einem gellenden zerbrochenen Klang in der Stimme, „die mordet unser Glück! Ihr seid Alle schuld!“ Sie stieß die Mutter zurück, ging allein in's Nebenzimmer und verschloß die Thür hinter sich.

Frau Langen starrte mit einer verdutzten, gekränkten Miene die geschlossene Thür an; dann wurde sie blutroth im Gesicht. Unsicher, schen sah sie nach dem Sopha. „Ich will auch gehen, empfehle mich,“ sagte sie gedrückt.

Der Schwiegersohn hielt sie nicht zurück; gleich darauf hörte man die Korridorthür zuklappen. Die Geschwister waren allein.

„Das ist ja nett! Haha!“ Frau Allenstein sah sich verstört im Zimmer um, blickte den Bruder an; er sah da, das Gesicht mit der Hand beschattend. Erst lachte sie auf, dann brach sie in hysterisches Schluchzen aus. Diese Szene mit ihren brutalen Anschuldigungen war in der That zu viel für ihre schwachen Nerven.

„Daß Du so etwas duldest!“ stöhnte sie hinter dem grellgeränderten seidenen Taschentuch. „Meine Nerven! Was wird Karl sagen?“

Frau Susanne fragte wenig nach ihrem Mann, aber in Hauptmomenten führte sie ihn doch in's Treffen.

„Karl wird außer sich sein. Es ist unerhört!“

Das hat man für seine Liebe — Alles thut man aus Liebe — das ist der Lohn! Sie schluchzte krampfhaft und fuhr sich nach dem Herzen. „Wie mein Herz klopf! es springt! Oh, oh!“

Dem Bruder wurde angst; er rückte ihr nahe. „Susi, liebe Susi, um Gottes willen, es thut mir schrecklich leid!“

Sie ließ, ganz schwach, den Kopf an seine Schulter sinken und schloß die Augen.

„Ich bitte Dich, sage nichts zu Karl,“ flüsterte er. „Lena meint es wirklich nicht so, Du mußt sie entschuldigen — sie ist jetzt etwas erregt — und dann der Einfluß der Schwiegermama — verzeih' ihr, liebe Susi!“ Er küßte die Schwester und streichelte ihr die kunstvoll toupirten Haare.

„O, Du armer Junge!“ Susanne weinte jetzt wirkliche Thränen. „Hab' ich's nicht gesagt, nicht vorher gewußt?“ Sie hob den Kopf, legte ihm beide Hände um's Gesicht und sah ihn kummervoll an. „Mein Stolz, mein Richard!“ Lange versenkte sie sich in seinen Anblick, wie eine bekümmerte Mutter in den des verlorenen Kindes. „So etwas — diese unvernünftige kleine Frau,“ fuhr sie plötzlich auf, „Dich zu hemmen, Dir das Leben zu verbittern! Bluthige Thränen könnte man —“

Sie fuhr nervös zusammen, es hatte geklopft. Da stand auch schon Grete in der Thür. Unter der gekräuselten Stirnmähne war sie dunkelroth. Das war ihr denn doch zu arg; sie hatte noch nie bei einer Herrschaft gedient, bei der der Schlächter um sein Geld mahnen kam. Wenn auch das Jahr noch nicht um war, sie beschloß zu ziehen; einzig wenn man ihr zwanzig Mark zulegte — dann vielleicht?

Sie drehte das verfettete Messerbuch zwischen den Fingern und hielt es dann wie ein mens tekel in die Höhe.

„Der Schlächter,“ sagte sie, „er hat für drei Monate zu kriegen. In denn wollte ich auch sagen, daß ich zu'n Ersten ziehe, heut' is der fufzehnte!“

„Sie werden doch nicht?“ Bredenhofers war sehr erschrocken. Grete hatte immer ein ordentliches Essen auf den Tisch gebracht; große Braten, wie er sie liebte, schon zum Frühstück saftiges kaltes Fleisch, und zwar nie mehr als zweimal von demselben. „Sie werden doch nicht ziehen?“ wiederholte er noch einmal. „Es hat Ihnen doch kein Mensch was in den Weg gelegt!“

„Ne — aber —“ Grete fühlte, daß ihre Aktien stiegen.

Frau Allenstein hatte nach dem verfetteten Buch gegriffen, mit spigen Fingern durchblätterte sie's. „Was — was? Die Woche für zwanzig Mark Fleisch? Macht den Monat achtzig Mark! Hier sind Summa Summarum ungefähr dreihundertzwanzig Mark notirt. Das ist unerhört viel für den kleinen Haushalt!“ Sie sah das Mädchen scharf an.

„Nanu, denken Sie vielleicht, Madame, ich hab' jestohlen?“ Grete war im höchsten Grade empört. „Da können Sie bei meine andre Herrschaften fragen, nie is was passiert, Allens habe ich untergehakt. Aber freilich, so lange hat der Schlächter auch nie zu warten gebraucht! Was soll ich dem Mann nu sagen, Herr Bredenhofers?“

„Ich bringe das Geld gleich selbst heraus. Gehen Sie nur!“ Bredenhofers war sehr erregt; die Hand, die der Schwester das Buch abnahm, zitterte. Er ging an den Schreibtisch und suchte die Wirthschaftskasse seiner Frau; mit einer kläglichen Geberde schüttelte er das magere Portemonnaie aus, nur ein paar Mark in kleiner Münze kollerten heraus. „Es ist schrecklich; wo Lena nur all' das Geld läßt?“ Er drehte die eigenen Taschen um und um. „Wie fatal, ich bringe im Ganzen nicht mehr als fünfzig Mark zusammen — der Mann muß noch warten. Ich begreife nicht, wie man so viel veressen kann! Unangenehm, sehr unangenehm!“ Unausgesetzt die Farbe wechselnd ging er zur Thür.

„Richard,“ rief Susanne leise, „Richard, warte mal!“ Du mußt den Schlächter bezahlen, sofort,“ sagte sie entschlossen. „Schon des Mädchens wegen; die Person ist unverkündet. Hier —“ sie zog ihr angeschwollenes Portemonnaie aus der Tasche und

öffnete es — „ich wollte bei Gejon bezahlen; aber nun lasse ich's noch. Hier hast Du dreihundert Mark; werbe den Mann los!“

„Susanne!“ Weiter sagte Bredenhofers nicht, aber man merkte es ihm an, ihm fiel eine Last vom Herzen. Er eilte hinaus und kam nach ein paar Augenblicken pfeifend wieder herein. Sein Gesicht war aufgeläutert, keine Sorgenfalte mehr auf der Stirn.

„O Du Gute!“ Er setzte sich dicht neben die Schwester und lächelte sie an. „Wie nett von Dir; Du bist doch die Beste! In ein paar Tagen zahl' ich Dir's zurück; Du mußt wissen, mein Bild wird sich brillant verkaufen. Freilich —“ er rieb sich die Stirn — „am ersten Oktober geht ein tüchtiger Wagen für die Miethe drauf — aber, bah! Nur keine Angst! Das Bild erzielt einen famosen Preis, ich bin sicher. Ein Glück, daß wir das in Aussicht haben, ich wüßte sonst wahrhaftig nicht — weißt Du, Susi, ich habe nie geglaubt, daß man so viel zum Leben braucht. Ich würde als Junggeselle etwas mehr gespart haben, wenn ich an eine baldige Heirath gedacht hätte.“

„Sie war Deine größte Thorheit,“ sagte Frau Allenstein.

„O, das mußt Du nicht sagen! Nein, nein! Lena ist so lieb und gut, sie kann so reizend sein — ja, wirklich, sehr reizend! Sie ist hübsch, klug, anmuthig und — und —“ Er schwieg; weiter wußte er nichts zu sagen.

„Und macht Dich nicht glücklich,“ ergänzte die Schwester bitter. „Sie ist unpraktisch, kindisch, eigensinnig. Sie macht Dir Szenen, sie quält Dich. Was hast Du für eine Häuslichkeit! Aber von nun an werde ich mich kümmern — ich! Ich fühle die moralische Verpflichtung. Darf so etwas mit dem Schlächter vorkommen? Als Künstler kannst Du Dich um dergleichen nicht kümmern, aber sie, sie! Ich sage es noch einmal, ich sage es im ahnungs-bangen Gefühl meiner großen Liebe zu Dir: Diese Heirath ist Dein Unglück!“

Bredenhofers widersprach nicht mehr.

XIV.

Es ist Herbst; Herbst draußen. Und drinnen — ist es noch Frühling, Liebesfrühling, Lebensfrühling?

Kalt, unliebenswürdig pfeift der Wind über die abgelegene Elsholzstraße. Jetzt, wo der Botanische Garten des vollen Griins entkleidet ist, wo die zwitschernden Vögel verstummen und der Himmel umzogen und kühl herniederblickt, hat es keinen Reiz mehr, oben im vierten Stock am Fenster zu stehen und die weite Aussicht zu genießen. Die Bäume haben wohl noch Blätter, aber die sind bräunlich und verschrumpt; das Sommerlaub ist weg, mit ihm die Freudigkeit.

Langweilig, nüchtern dehnt sich die kahle Backsteinmauer des Parks; die Thürme und Dächer in der Ferne verschwimmen im nassen Nebel.

Bredenhofers war in seinem Atelier und starrte wie ein Irrsinniger in die Kiste, die geöffnet vor ihm stand. Da lag, sorgfältig angeschraubt, die Eden mit Papier umwickelt, sein Bild. Zurück — sein Bild — war's möglich?!

Er griff zum so und so vielenmale nach dem Zettel, der dabei lag, und las ihn zum so und so vielenmale; eine Rechnung war's. Die Zeit, in der sein Bild ausgestellt gewesen, war genau auf Tag und Stunde berechnet; und darunter hatte der Besitzer des Kunstsalons bemerkt, daß er gern ein andermal zu Diensten sei, dies Bild aber lediglich Herrn Doktor Reuter zulieb genommen, sich gleich nichts von ihm versprochen habe und es jetzt als unverkäuflich zurückschickte.

„Bin ich verrückt?“ Bredenhofers schrie es laut; er faßte sich an den Kopf und rannte vor der Kiste auf und nieder, um dann plötzlich wieder still zu stehen und hinzustarren, zu starren, bis ihn der Schweiß auf die Stirn und das Wasser in die Augen trat.

„Ich bin verloren,“ sagte er tonlos, und dann lachte er grell, daß es von den Wänden widerschrillte. Er hustete dumpf und hielt die Brust dabei; er fühlt

sich plötzlich so elend, jeder Kraft beraubt, zum Sterben müde.

Alles ekelte ihn an, Alles grinsten ihn an; der graue Tag da draußen, das bleiche Licht, das hier drinnen auf den Fußboden fiel und dort in die Ecke der leeren Leinwand auf der Staffelei einen blassen Kringel zu malen versuchte. An den farblosen Wänden grinsten die Studien und Skizzen; hätten sie Zungen gehabt, sie hätten sie herausgestreckt.

Und in jener Ecke — da — da — stand etwas und sah ihn an aus weiten, leeren Augenhöhlen — es war ein Blick, der das Blut erstarren macht und doch in einem ungeheuren Angstgefühl das Herz zu rascherem Klopfen antreibt.

„Schulden — Schulden,“ sagte es und grinsten auch. Und dann kam es näher und verkroch sich in die Kleider des Mannes und verkroch sich in jede Falte seiner Seele.

Er war blaß. „Was wird Lena sagen?“ murmelte er. Eine ungeheure Pein überkam ihn bei dem Gedanken an ihre Thränen, an die Thränen der Schwiegermutter. Und zugleich packte ihn eine unbändige Wuth. Zertrümmern, zertrümmern! In Stücke schlagen, in Fetzen gehen!

Er sah sich um. Da lag das Stemmisen, mit dem er die Kiste geöffnet; der Portier hatte es geborgt. Er nahm es auf und wog es in der Hand — gar kein schweres Ding und doch mächtig genug zum Zerstoren. Er ließ es niederhauen, daß der Rahmen krachte und die Leinwand des Bildes mitten durchriß. Es war ihm eine Wonne, drauf los zu hauen und zu sehen; keine Stelle sollte ganz bleiben, kein Ueberbleibsel ihn noch an diese Stunde erinnern — Alles vergehen, Alles!

Er hielt endlich inne, er war erschöpft. Stöhnend sank er auf den nächsten Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die feuchtschweißigen Haarringel fielen ihm über die wachsblichen Finger; er kroch ganz in sich zusammen, er kam sich so gedemüthigt, so ungerecht mißhandelt vor.

Was nun? Zum ersten Oktober hatte er keine Miethe gezahlt, er war sie noch schuldig — auf das Bild hin leichten Herzens schuldig geblieben.

Dreihundert Mark waren an Frau Allenstein zurückzugeben — lachend hatte er sie auf das Bild verwiesen.

Lena würde kommen und Wirthschaftsgeld verlangen, hatte es schon verlangt — er tröstete sie mit dem Bild. Er wußte es, sie hielt sich an die Mutter, die half ihr einstweilen aus. Die arme Frau gab, was sie von ihrem Einkommen entbehren konnte; sie gab ohne jeden Vorwurf, nur mit einer stillen leidenden Duldermiene — o Scham!

Bredenhofers schüttelte sich wie im Krampf; dann sah er eine lange Weile regungslos, stumpf, wie ein Idiot — „ja, wie ein Idiot,“ sagte er sich selbst. Er konnte nicht mehr fühlen, nicht mehr denken. Ein stupides Brüten hatte sich seiner bemächtigt.

Endlich ließ er die Hände vom Gesicht gleiten, sein glanzlos, ziellos umherirrender Blick fiel auf das zertrümmerte Bild in der Kiste; er sah darauf hin, als müße er sich erst darauf besinnen, dann sprang er mit einem Wehlaut auf. Er griff sich in die wilden Haare und riß daran; er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, drehte sich wie ein Kreisel um sich selbst und fiel mit einem Strach vor der Kiste auf die Kniee. Da lag er und versuchte mit zitternden Händen die Fetzen aneinander zu fügen — nutzloses Bemühen, ein unheilbarer Miß spaltete klaffend den Himmel; dem Vogel, der sich stolz in's leuchtende Noth schwang, fehlten die Flügel.

„Mein Bild, mein Bild! Meine Hoffnung, meine Hoffnung!“ Er hockte auf dem Boden, ein zusammengebrochener Mensch, und wimmerte.

Es war kalt im Atelier, noch kein Feuer im Ofen. Draußen segte der rauhe Wind vorüber und drückte gegen die Scheib'n, als wollte er sie einpressen. Irgendwo kreischte ein verrosteter Nagel; unten, drei Treppen, klapperte die Eisenstange der Markise am Balkon, oben auf dem Boden stand eine Luke offen, das Fensterchen wurde hin und her geworfen. Eine trostlose Musik; die Musik des

Winters, der nun bald kam und alles Leben einfargte.

Schauer auf Schauer lief dem Einsamen über den Rücken. Seine Hände waren erstarrt, seine Füße auch; es fröstelte ihn, daß seine Zähne aufeinander schlugen, und trotzdem litt er unter Hitze. Wie eine Schneelast senkte sich's nieder; ein ungeheures weißes Tuch fiel langsam vom Himmel, durchbrach das Dach des Hauses, die Decke des Zimmers, und senkte sich über ihn, unlüftbar, unabschüttelbar. Ein Leichentuch.

Der Unglückliche ächzte, er schlug angstvoll um sich — er entrannt dem nicht mehr. Eine Todesahnung durchschauerte ihn; eine Ahnung, die ihm gekommen war, so lange er hoffte. Aber jetzt — ?!

„Sterben — sterben — Dir wär's am besten,“ flüsterte eine Stimme in ihm. Er streckte den Arm aus und hob die Hand gegen's Licht; da pulste noch so viel Blut, da klopfte noch so viel Leben und verlangte sein Recht. Nein, nicht sterben. O nein!

Er sprang plötzlich aus seiner hockenden Stellung auf; die Füße waren ihm eingeschlagen, er konnte kaum treten. Vorsichtig schritt er hin und her, um das Blut wieder in Gang zu bringen; mit dem zurückkehrenden, gleichmäßig fluthenden Strom fühlte er eine belebendere Ahnung. Noch war nicht alle Hoffnung verloren. War es nicht fast allen bedeutenden Männern so ergangen? Hatten sie nicht durch die tiefsten Tiefen gehen müssen, Enttäuschung durch die Enttäuschung erleiden, bis ihr Genie sich Bahn brach und in unbefruchteter Glorie leuchtete?

Magnetisch hingezogen trat er vor den Spiegel. Ein düstres, blaßes Gesicht mit übernatürlich großen Augen sah ihn an — ein bedeutendes Gesicht, das war nicht zu leugnen. Hier die finstere Falte zwischen den Augenbrauen sprach von Denken.

Bredenhof lächelte und wischte sich über die Falte; das Spiegelbild that desgleichen und lächelte auch.

„Nein,“ sagte er laut, „nur nicht den Muth verloren! Wozu hat man seinen Stern? Ich werde mich schon durchbeißen.“ Er nickte seinem Spiegelbild zu, dann griff er nach Hut und Paletot, die in der Ecke hingen. Ich will zu Neuter gehen; es wird mir gut thun, mit einem Menschen zu sprechen, der an mich glaubt.“

Leise öffnete er die Atelierthür, schlich durch den Korridor und tappte eilig die Treppe hinunter. Ein Blick, daß Lena nicht das Zertrümmern des Bildes gehört hatte, nicht gekommen war, ihn nicht gefragt hatte! Er wäre grob geworden, aus Verzweiflung und aus — Scham. Ja, aus Scham! Er schämte sich, ihr sein Fiasko einzugestehen; wenn er an ihre verwunderten, fassungslosen Blicke dachte, setzte sein Herz den Schlag aus. Und dann ihre Thränen! Sie hatte seit einiger Zeit Augen wie ein wundes Reh.

Wie ein Dieb stahl er sich zum Hause heraus. Draußen empfing ihn schneidende Luft; in durstigen Zügen athmete er sie ein.

(Fortsetzung folgt.)



Kraft und Masse.

Von Karl Bernher.

Kraft und Stoff bilden die beiden Elemente der Welt oder vielmehr alles Geschehens, aller Veränderung in der Welt. Kraft nennen wir die Ursache jeder Veränderung; die Veränderung selbst muß aber an irgend etwas Materiellem vor sich gehen. Sehen wir von dem stofflichen Inhalt der Welt ab, so bleibt nur der unteilbare, sich überall gleiche Raum übrig, der sich in öder Leere endlos nach allen Seiten erstreckt. Nirgends kann sich in ihm etwas verändern, nirgends ist Gelegenheit zur Bethätigung von Kraft gegeben. Selbst unser Denken ist in engster Weise an den Stoff gebunden; einerseits hängt es auf's engste mit der Organisation unseres Gehirns zusammen, andererseits ist es auch unmittelbar auf die uns rings umgebende stoffliche Welt gerichtet oder nimmt doch zum mindesten den Inhalt seiner Begriffe aus dieser Welt. Uralt ist daher die Streitfrage, ob das

Geistige oder das Stoffliche das Primäre, das Absolute, das Erste und Grundlegende, oder das Sekundäre, das Zweite, das Abgeleitete sei.

Beispiele hierfür können wir zu allen Zeiten finden. Vor fast zweieinhalb Jahrtausenden lehrten in Griechenland die Atomistiker, daß das Stoffliche das zu Grunde Liegende sei; alle Körper bestehen nach ihrer Meinung aus kleinsten untheilbaren Theilchen, eben deswegen Atome (Untheilbare) genannt, die durch ihre ungeheure Anzahl und ihr enges Beieinanderstehen, wodurch die leeren Zwischenräume ganz klein werden, den Anschein eines zusammenhängenden Körpers hervorufen. Auch die menschliche Seele, als der Träger des Denkens, muß aus solchen Atomen bestehen, und zwar sollen es die vollkommen glatten und runden Atome sein, welche in gleicher Weise das Feuer wie die Seele des Menschen zusammensetzen.

Ganz im Gegensatz hierzu behauptet ein anderer griechischer Denker, Plato, daß die ganze stoffliche Welt gar kein wirkliches Dasein hat, sondern daß ihr nur eine Scheinexistenz zukomme; wirklich sei nur das Gedachte, und zwar das begrifflich Erfasste, der Begriff oder die Idee eines Körpers. Nur insoweit die einzelnen Dinge an diesem Begriff oder der Idee Theil hätten, könnte man sie als wirklich vorhanden betrachten.

Auch in unserer Zeit ist der uralte Streit zwischen Materialismus und Idealismus nicht beendet; allerdings zeigen die philosophischen Systeme, in denen diese Richtungen ihren Ausdruck finden, stets eine ihrer Zeit angemessene Darstellung. Einer der glänzendsten Vertreter des Idealismus ist Schiller. In der Welt, die wir mit unseren Sinnen erfassen, sieht er überall den Streit und den Widerspruch; „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Nanne stoßen sich die Sachen,“ läßt er z. B. seinen Wallenstein sagen, und gleich darauf „Da (in der Sinnenwelt nämlich) herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.“ „Aber flüchtet aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken, und die Furchtersehung ist entflohn,“ heißt es in einem Gedicht, das den Schiller'schen Standpunkt klar zum Ausdruck bringt; in jener Welt des Idealen, wo die Gestalt oder die Form oder das Bild herrscht, „in den heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen, rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr.“ So sagt auch Wallenstein ganz im Schiller'schen Sinn, „es ist der Geist, der sich den Körper baut.“

Nein, gerade umgekehrt, der Geist entsteht nur an dem Stoff, es ist der Stoff, der an sich den Geist und das Denken als eine besondere Eigenthümlichkeit entwickelt, lautet die Meinung der Materialisten, die in eindringender Weise z. B. von Professor Büchner in seinem bekannten und weit verbreiteten Buche „Kraft und Stoff“ entwickelt und vertreten wird.

Zu diesem alten, niemals bis zu Ende geführten Kampfe will ich in diesen anspruchslosen Zeilen nicht das Wort ergreifen; ich will einfach darzustellen versuchen, was die modernen Naturforscher, speziell die Physiker, sich darunter denken, wenn sie von Kraft und Stoff, oder wie es bei ihnen gebräuchlich ist, von Kraft und Masse reden.

Überall, wo wir Veränderung wahrnehmen, sprechen wir auch, wie schon Anfangs hervorgehoben, von Kraft; das Wort „Kraft“ stammt von der Anstrengung, die wir selbst anwenden müssen, wenn wir schwere Massen in Bewegung setzen wollen. Ein großer Stein bleibt ruhig an seinem Plage liegen; wenn wir uns aber anstrengen, wenn wir Kraft anwenden, so können wir ihn von seinem Orte fortwälzen. Freilich bleibt er sofort wieder liegen, sobald wir nachlassen, und wir müssen andauernd mit der Kraft unserer Muskeln auf ihn einwirken, wenn wir ihn in dauernder Bewegung halten wollen. Einen kleineren Stein können wir zwar in die Höhe oder in die Ferne schleudern, und er behält seine Bewegung eine ganze Zeit lang, nachdem wir nur während eines kurzen Momentes auf ihn eingewirkt haben; aber er sinkt doch bald zur Erde und kommt wieder zur Ruhe. Ueberhaupt sehen wir rings um uns, daß jede Bewegung, die einmal eingeleitet ist,

bald wieder aufhört, wenn nicht andauernd Kraft angewendet wird, um sie aufrecht zu erhalten. Aus dieser Erfahrung leitet der einfache Verstand den Satz ab, daß jede Bewegung durch eine Kraft unterhalten wird, und die Forscher und Denker, die sich in grauen Zeiten mit den Vorgängen in der Natur beschäftigten, wollten daher die Geschwindigkeit der Bewegung zum Maß für die Kraft nehmen.

Verhältnismäßig einfache Ueberlegungen können schon zeigen, daß diese ganze Anschauung fehlerhaft ist; trotzdem hat es mehrerer Jahrtausende bedurft, ehe die Menschheit des Irrthümlichen in dieser Vorstellung inne wurde, und auch heute sind wir noch weit davon entfernt, daß etwa Jedermann sich des Verkehrten darin bewußt wäre. Freilich wird ein mit größerer Kraft horizontal fortgeschleudertes Stein auch entsprechend weiter fliegen und eine größere Geschwindigkeit haben; aber unsere Einwirkung auf ihn war doch nur eine ganz kurze, augenblickliche, und trotzdem bewegt er sich noch nach dem Aufhören derselben. Schon dieses ganz naheliegende Beispiel zeigt, daß doch nicht in jedem Augenblicke eine Kraft wirksam sein muß, um die Bewegung aufrecht zu halten. Daß eine fortdauernd wirkende Kraft zur Bewegung nothwendig ist, prägt sich wohl am deutlichsten bei der Betrachtung eines schwer beladenen Wagens ein; sowie die Pferde auch nur für einen Moment in ihrer Anstrengung nachlassen, bleibt der Wagen sofort stehen. Trotzdem zeigt auch gerade dieses Beispiel, daß die ganze Vorstellung falsch ist. Denken wir uns den Wagen z. B. auf Schienen gesetzt, so wissen wir ja sehr gut, daß die Pferde eine viel geringere Anstrengung haben, ihn in Bewegung zu halten, als vorher. Bei jedem Pferdebahnwagen können wir beobachten, daß die Pferde beim Anziehen zwar eine erhebliche Kraft anwenden müssen; dann aber läuft der Wagen fast ganz von selbst, wie sich ein geschleudertes Stein auch von selbst bewegt, und nur wenig Kraft gehört dazu, ihn am Aufhören der Bewegung zu verhindern. Ja, wenn die Pferde plötzlich stehen bleiben, wenn etwa das eine stürzt und der Wagen nun schnell halten soll, so ist es bekannt, daß er auch ohne jede Kraftleistung noch eine Strecke weiter rollt, und daß man umgekehrt erhebliche Kraft aufwenden muß, um ihn schnell zum Stillstand zu bringen.

Worin liegt denn nun der wesentliche Unterschied zwischen einem auf Schienen rollenden Wagen und einem auf der Straße oder Chaussee fahrenden? In der Bewegung doch offenbar nicht, sondern in dem Boden, auf welchem sie erfolgt. Die Schienen sind glatt, und daher setzen sie der Bewegung einen viel geringeren Widerstand entgegen, als das unebene Straßenpflaster; hier ist der Widerstand so stark, daß die Bewegung sofort aufhört und der Wagen zur Ruhe kommt, wenn nicht beständig eine Kraft zur Ueberwindung des Widerstandes wirkt. Daß lediglich der Widerstand, welchen die fortwährende Reibung an der Bodenfläche der Bewegung entgegensetzt, diese hemmt, sieht man deutlich bei einer Billardkugel, die auf dem Billardtisch viel schneller in ihrem Laufe aufhört, als auf einem gut polirten Tische. Ein durch die Luft geschleudertes Stein hat gar nur den ganz geringen Widerstand der Luft zu überwinden und behält daher seine horizontale Geschwindigkeit fast unverändert bei; zur Ruhe kommt er nur deswegen, weil er zur Erde herniedergezogen wird.

Aus diesen und vielen anderen Beispielen, die ein Blick in's tägliche Leben giebt, erkennt man, daß es nicht wahr ist, daß man Kraft zur Aufrechterhaltung einer Bewegung braucht; wo dies nöthig ist, sind stets bestimmte Hindernisse der Bewegung vorhanden; zu ihrer Ueberwindung braucht man Kraft, deren Größe von der Stärke der Hindernisse abhängig ist, nicht von der Stärke der Bewegung. Ein Körper, der einmal in Bewegung ist, wird sich auch ohne jede Kraft stets weiter bewegen, und wären wir im Stande, jedes Hinderniß der Bewegung zu beseitigen, so würden wir das auch unmittelbar beobachten können; in dem Maße, wie wir die Hindernisse geringer machen, beobachten wir auch ein längeres Andauern der Bewegung. Dadurch kommen wir zu der Anschauung, welche die Grundlage der ganzen modernen Naturanschauung bildet, daß nämlich Be-

wegung für die Körper ein naturgemäßer Zustand ist, und daß ein bewegter Körper, falls nichts auf ihn einwirkt, seine Bewegung beibehält. Wie aber zur Vermehrung der Bewegung, zur Vergrößerung der Geschwindigkeit, Kraft nothwendig ist, so auch zur Verringerung derselben; bei einigermassen starker Bewegung sind sogar sehr erhebliche Kräfte nöthig, um die Bewegung zu hemmen.

Muß also Bewegung nicht allgemein durch eine Kraft veranlaßt sein und erhalten werden, so kann auch die Geschwindigkeit kein Maß für die Kraft bieten. Ist es vielmehr jede Aenderung der Bewegung, die durch eine Kraft verursacht wird, so liegt es nahe, diese Aenderungen, also zunächst die Aenderungen der Geschwindigkeit, zur Vergleichung der Kräfte zu benutzen. Nimmt die Geschwindigkeit eines bewegten Körpers beständig zu, etwa um zehn Meter in jeder Sekunde, so werden wir sagen, es wirkt auf ihn eine zehnmal so große Kraft, als wenn der Zuwachs seiner Geschwindigkeit in jeder Sekunde, seine sogenannte Beschleunigung, nur einen Meter beträgt. Am bekanntesten ist uns die Kraft, welche alle Körper zur Erde herniederzieht, die Schwere. Ein Körper, der ihrer Einwirkung unterliegt, fällt beständig schneller und schneller, und zwar nimmt die Geschwindigkeit in jeder Sekunde um fast zehn Meter zu. Auf dem Monde beträgt die Beschleunigung eines fallenden Steines, d. i. die Zunahme der Geschwindigkeit in jeder Sekunde, nur $1\frac{2}{3}$ Meter, also etwa den sechsten Theil von zehn Metern; daher sagen wir, daß die Schwerkraft dort nur den sechsten Theil von der irdischen Schwere beträgt. Auf der Sonne dagegen herrscht eine Schwerkraft, die 27 mal so groß ist, als die auf der Erde; denn dort würde ein fallender Stein eine Beschleunigung von 270 Metern erfahren.

Es waren, wie gesagt, mehr als zwei Jahrtausende nothwendig, ehe die Menschheit erkannte, daß es für die Beurtheilung einer Kraft auf die Beschleunigung, auf die Veränderung der Geschwindigkeit, ankommt, die sie an einem bewegten Körper hervorbringt, nicht aber auf die Geschwindigkeit selbst. Es ist jedoch klar, daß mit der Beschleunigung noch nicht Alles gegeben sein kann, was zur Schätzung der Kraft nothwendig ist. Die verschiedensten Körper fallen gleich schnell und erfahren beim Fallen die gleichen Geschwindigkeitsänderungen von etwa zehn Metern in jeder Sekunde; wir sagen daher auch, auf der Erde herrscht eine Schwere, die den Körpern eine Beschleunigung von etwa zehn Metern, oder genauer von 981 Centimetern ertheilt. Das klingt beinahe so, als ob auf alle Körper eine gleich große Kraft wirkt, als ob alle Körper gleich schwer seien. Das ist jedoch, wie wir wissen, durchaus nicht der Fall; die Körper erlangen zwar beim Fallen die gleiche Geschwindigkeit, aber ihre Schwere, wie sie sich durch den Druck auf die Unterlage äußert, ist doch sehr verschieden. Körper, die gleich schwer

sind, halten sich, wenn sie durch eine über eine Rolle gezogene Schnur verbunden sind, das Gleichgewicht; ebenso bleiben die Schalen einer Waage, wenn gleich stark auf sie gedrückt wird, wenn also gleich schwere Körper in ihnen liegen, im Gleichgewicht. Es muß also außer der Beschleunigung noch etwas vorhanden

der Waage im Gleichgewicht, sind also gleich schwer; es muß daher in ihnen etwas Vergleichbares und Gemeinsames vorhanden sein, und dies bezeichnet man eben als die Masse des betreffenden Eisens- resp. Zuckersüßes.

Daß Körper von gleicher Masse, also gleich schwere Körper, sich auch gegen andere Kräfte, als die Schwere, in gleicher Weise verhalten, kann man in den verschiedensten Fällen beobachten. Ein Beispiel einer von der Schwere unabhängigen Kraft stellt z. B. die Kraft einer gespannten Feder oder auch einer gespannten Gummischnur dar. Ein außerordentlich einfach anzustellendes Experiment ist das folgende: Man befestigt eine Gummischnur an einem kleinen Wägelchen, etwa einer kleinen Eisenbahn für Kinder, wie man sie für zehn Pfennige überall kaufen kann. Spannt man dann die Schnur mit der einen Hand, während man mit der anderen das Wägelchen festhält, so wird es beim Loslassen nach dem anderen Ende hinrollen. Die Geschwindigkeit, die der kleine Wagen beim Anlaufen hat, wird außer von der Glätte der Tischfläche von der Stärke der Gummischnur und der in ihr wirksamen elastischen Kraft abhängig sein. Belastet man nun bei diesem Versuch das Wägelchen mit kleinen Stücken von Eisen, Messing, Zucker oder anderem, so wird die Geschwindigkeit des Anlaufens dadurch jedesmal verringert. Man kann sich leicht davon überzeugen, daß solche Stücke von Eisen und Zucker oder anderen Dingen, die sich auf der Waage das Gleichgewicht halten, auch die Anlaufgeschwindigkeit des Wagens um den gleichen Betrag vermindern. Es verräth sich also auch hier ihre gemeinsame Eigenschaft, gewissermaßen ein gleich großer Widerstand, den die träge Materie dem Uebergehen in die Bewegung entgegensetzt. Dieser Trägheitswiderstand ist es eigentlich, was von den Physikern als Masse bezeichnet und in einem bestimmten Maße gemessen wird, indem man die Masse eines Liters Wasser zur Einheit nimmt und Kilogramm nennt.

Aber auch abgesehen davon, daß alle Materie an sich kraftbegabt ist, daß von jedem Stoffe aus eine Einwirkung auf jeden anderen erfolgt, gehören die Begriffe Kraft und Masse eng zusammen; die Kraft wird stets an der trägen Masse wirksam, und sie wird durch die Beschleunigung, die sie an ihr hervorbringt, sowie durch ihre Größe selbst, durch ihren Trägheitswiderstand gemessen.

Doch gilt das Gesagte in strenger Form nur für die Bewegungskräfte, unter deren Einfluß die Bewegungen im Weltall sich vollziehen; diese Bewegungen, ihre Veränderungen und die ihnen zu Grunde liegenden Ursachen oder Kräfte sind am frühesten und eindringlichsten erforscht; mit ihrer Erforschung begann gerade das Zeitalter der modernen Naturwissenschaft. Es giebt aber außer den mit unseren Augen wahrnehmbaren und mit unseren Sinnen erfahrbaren Bewegungen



Säerin.

Bronzestatue von Thomas Dennerlein.

sein, was die Größe der Schwerkraft bestimmt; und dies ist eben dasjenige, was die Physiker die Masse eines Körpers nennen. Von Körpern, welche den gleichen Druck auf ihre Unterlage ausüben, welche sich also auf einer Waage im Gleichgewicht halten oder gleich schwer sind, sagt man, daß sie gleich viel Masse enthalten. An und für sich wäre es unverständlich, wollte man einem Stück Eisen und einem Stück Zucker die gleiche Masse zuschreiben; in allen ihren Eigenschaften sind Eisen und Zucker so verschieden, daß von einer Gleichheit des ihnen zu Grunde liegenden Stoffes gar keine Rede sein kann. Aber verschieden große Stücke von ihnen halten sich auf

noch
Unit
Gr
elect
der
Erf
auf
durd
sind
gew
zur
stie
Wel

Gen

in
die
ber
fein
zieht
heit,
weiß
heben
Stra
den
des
troffe
durch
Besto

noch eine große Reihe anderer Veränderungen im Universum, denen ebenfalls Ursachen oder Kräfte zu Grunde liegen. Dahin gehören z. B. die Vorgänge elektrischer Art, die Vorgänge bei der Ausbreitung der Wärme oder des Lichtes, die eigenthümlichen Erscheinungen z. B. welche eintreten, wenn Lichtstrahlen auf Glaslinsen, auf spiegelnde Flächen oder auf durchsichtige Kristallstücke fallen. In neuerer Zeit sind die Naturforscher mit Glück und Erfolg bemüht gewesen, alle derartigen Vorgänge auf Bewegungen zurückzuführen und so zu einer einheitlichen Vorstellung über die verschiedensten Erscheinungen in der Welt zu gelangen. —



ihrer Färbung; liegen sie lange Zeit im Schlamm eingebettet auf dem Boden des Meeres, so zeigen sie meist dunkles Aussehen, das mitunter als direkt schwarze Färbung bezeichnet werden kann. Nicht immer zeigen die Korallen eine gleichmäßige Farbe in allen ihren Theilen. Es kommt sogar vor, daß eine einzelne Koralle wohl schwarzes Aeußeres hat, daß aber darunter ein rother Kern zu finden ist, oder daß sie aus mehreren verschieden gefärbten Schichten besteht.

Um diese Schätze zu gewinnen, wird an vielen Küsten der Länder und Inseln des Mittelmeeres ausgedehnte Fischerei betrieben. Finden sich Korallenbänke in der Nähe der Ufer, so kann die Korallengewinnung durch Taucher besorgt werden. Aller-

Proben alten „Engin“, von den Italienern „Ingegno“ genannt wird, besteht nach den Angaben von Bauer aus zwei gleichen, soliden Balken aus Eichenholz, deren Länge auf großen Barken 2,50 und hin und wieder sogar mehr Meter beträgt. Die Balken sind in der Mitte kreuzweise fest miteinander verbunden, so daß von hier vier gleich lange, nach den Enden zu dünner werdende Arme unter rechten Winkeln ausgehen. In den Vereinigungspunkten ist ein schwerer Körper angebracht, der die ganze Vorrichtung im Wasser zum Sinken bringt. Während der erschwerte Theil früher meist aus einem Stein oder einem Bleisack bestand, fast man in neuerer Zeit die vier Holzarme gleich in Eisen. An jedem der Arme ist außen in einem ringsherum laufenden Stab eine



In einer Tabakfabrik in Sevilla. Nach dem Gemälde von Th. von der Veef.

Gewinnung und Verarbeitung der Korallen.

Von P. M. Grempe.

Die rothen Korallen, die sich bei den verschiedenen Völkern als Schmuckmittel nicht geringer Beliebtheit erfreuen, werden fast nur im Mittelmeere gewonnen. Hier finden sich in Tiefen, die zwischen 3 und 300 Meter schwanken, die Kolonien der Korallenpolypen. Um den Korallenstock, einen festen, rothen Aufbau aus kohlenstoffreichem Kalk von etwa 30 Zentimeter Höhe und 2,5 Zentimeter Dicke, zieht sich eine dünne Haut von fleischiger Beschaffenheit, in der sich die einzelnen Polypen durch ihre weiße Färbung von dem röthlichen Untergrund abheben. Der Stock zeigt meist die Form eines kleinen Strauches, dessen breite Grundfläche ziemlich fest mit den harten Theilen des Meeresbodens verwachsen ist. Die lebenden Edelkorallen zeigen alle Nuancen des Roth. Nur selten werden weiße Stücke angebrochen; man nimmt an, daß die rein weiße Farbe durch krankhafte Vorgänge hervorgerufen wird. Abgestorbene Korallen erleiden oft eine Veränderung

dinge darf dann die Tiefe nur bis zu 10 Metern betragen. Für die Korallenfischerei werden hauptsächlich große Boote von 6000 bis zu 16000 Kilo Ladefähigkeit bei 1,50 Meter Tiefgang gebaut. Nur wenige Schiffe sind so klein, daß zwei bis drei Personen zu ihrer Bemannung genügen. Die großen Boote sind bis zu 14 Meter lang und etwa 3,50 Meter breit; auf ihnen können sechs bis zehn und zwölf Personen gleichzeitig die Arbeit des Korallenfischens verrichten. Diese Barken werden sehr sorgfältig gebaut, da sie bis zu 7 und 11 Kilometer weit auf das Meer hinaus segeln müssen.

Die beste Zeit für die Fischerei der Edelkorallen sind die sechs Monate des Sommers, da im Herbst und Winter der Stürme wegen meist die Thätigkeit auf dem Meere eingestellt werden muß.

Das Herausholen der Korallenstöcke geschieht schon seit Jahrhunderten mit einem höchst eigenartigen Instrument, welches in fast überall übereinstimmenden Formen bezüglich des Aussehens und der Anwendung von den Korallenfischern des Mittelmeeres benutzt wird.

Eine derartige Fangvorrichtung, die von den

genügend starke Schnur von sechs bis acht Meter Länge mit dem einen Ende festgebunden. Im Kreuzpunkte ist eine noch längere Leine angeordnet, an der in geeigneten Entfernungen die eigentlichen Fangapparate angebracht sind. Diese bestehen aus sehr groben, viereckigen Netzen, welche aus fingerdicken, nur wenig zusammengedrehten Hanfschnüren geflochten sind. Die Maschenweite beträgt immer mehrere Zentimeter. Jedes dieser Netze wird so fest zusammengebunden, daß auf einer Seite offene Schnurbiindel von quastentartigem Aussehen entstehen. Diese Quasten, deren Länge bis über 2 Meter betragen kann, werden bis zu vierzig Stück in zweckmäßigen Zwischenräumen in jede Leine eingeflochten; die Abstände werden dann noch mit enghemmaschigeren Netzen, welche meist schon dem Sardinenfange gedient haben, ausgefüllt. Beim Fischen der Korallen wird eine derartige Fangvorrichtung vom Deck des Schiffes aus an einem langen, festen Seil in das Meer geworfen. Hierbei müssen sich natürlich die Netzaquaste mit ihren freien Enden horizontal ausbreiten und so eine größere Fläche auf dem Wasser und später, wenn die Fangmaschine den Meeresboden erreicht

hat, auch auf dem Grunde bedecken. Alle hervorragenden Theile der auf dem Boden des Meeres befindlichen Gegenstände verwickeln sich in die Nege und werden losgerissen. Während die größeren Stücke in den weitmäshigen Nezen liegen bleiben, werden die kleineren Fimbe von den Nezen mit engen Maschen aufgenommen.

Da ein solches Fangnetz für eine größere Barke etwa 100 Kilo wiegt, so ist die Handhabung desselben außerordentlich mühsam und anstrengend. Wenn man nun in Erwägung zieht, daß die Fischer diese Arbeit täglich achtzehn Stunden hindurch verrichten, und daß sie dabei viel unter der Hitze der glühenden Sonne des Sommers zu leiden haben, so wird man das Loos dieser Männer schwerlich beneidenswert finden. Trotz aller Geschicklichkeit und Erfahrung gelingt es den Korallenfischern nicht immer, mit ihren mannigfachen Hilfsmitteln die Nege vom Meeresboden frei zu bekommen. Eine größere Fangmaschine repräsentirt aber einen Werth von etwa 160 Mark, und ein solcher Verlust schädigt den Korallenfischer daher in höchst empfindlicher Weise.

Nachdem das Netz ausgeworfen und das Boot eine mehr oder minder lange Strecke zurückgelegt hat, zieht der Fischer die Fangvorrichtung wieder ein, nimmt eine Auslese der vom Grunde heraufgehobenen Schätze vor, bessert die fast immer stark mitgenommenen Netzteile aus und wiederholt die Fangoperationen auf's Neue. Im Laufe eines Tages wird so das „Ingegno“ sieben bis fünfzehn Mal ausgeworfen. Während der Nacht bleiben die größeren Schiffe auf der See, die kleineren dagegen suchen den Hafen auf.

Der Werth und die Menge der von einem Boot im Laufe der jährlichen Fangzeit gewonnenen Korallen ist selbstverständlich außerordentlich verschieden. An der Küste der Insel Korsika gilt als mittlerer Jahresdurchschnitt 210 Kilo Korallen im Werthe von 7560 Mark, an der sardinischen Küste 190 Kilo im Werthe von 7600 Mark, und an der Küste Afrikas rechnet man auf ein Schiff 150 Kilo im Gesamtwerte von etwa 9275 Mark.

Im letzten Dezennium wurde der Werth der im Laufe eines Jahres aus dem Mittelmeere gefischten Korallen im Durchschnitt auf 4 600 000 Mark geschätzt, so daß etwa 78 000 Kilo Korallen den Fluthen jährlich entrisen werden.

Fleckige Korallen werden als minderwerthige Waare pro Kilo mit 4 bis 16 Mark bezahlt; dagegen erzielen schon schwarze Fimbe, die als Trauerschmuck Verwendung finden können, für 1 Kilo 9,50 bis 12 Mark. Rothe Korallen kosten je nach der Qualität pro Kilo 36 bis 56 Mark. Die höchsten Preise erzielen die großen oder hervorragend schönen Korallenstücke; da können oft Preise von 400 Mark und darüber für 1 Kilo erreicht werden.

Die Verarbeitung der Korallen wird in Italien industriell betrieben. Etwa 6000 Arbeiter und Arbeiterinnen sind damit beschäftigt, die Korallenstücke zu mannigfachen Schmuck- und Gebrauchsgegenständen zu gestalten.

Ein großer Theil der Korallen wird zu kugelförmigen Stücken verarbeitet, die auf Schnüre gezogen werden und als Rosenkränze, Arm- und Halsbänder in den Handel kommen. Bei orientalischen Völkern erfreuen sich auch mit Korallen

verzierte Gürtel großer Beliebtheit. Kameen und Blumen, Figuren, die Menschen und Thiere darstellen, werden von italienischen Kunsthandwerkern aus Korallenmaterial geschnitten und finden als Broschen zc. vielfache Verwendung. Größere Korallenstücke werden häufig als Griffe zu Schirmen und Stöcken verwendet. Bis zu 7200 Mark sind schon für so einen Griff bezahlt worden. Die Türken benutzen Korallen zur Ausschmückung der Pfeifen und Waffen, auch die Geschirre der Pferde und häufig sogar die Wände der Wohnstuben werden damit verziert. Die Chinesen zahlen für ausnahmsweise große Korallen, die bei ihnen gern als Kugeln auf den Mandarinenhüten getragen werden, Liebhäberpreise von riesiger Höhe.

Im Indischen Ozean wächst die schwarze Koralle; der Stoc besteht aus einer glänzenden Hornmasse von pechschwarzer Farbe. Diese Koralle führt auch den Namen Königskoralle, weil sie besonders zur Anfertigung von Szeptern für indische Fürsten benutzt wird.

Eine blaue Korallenart wurde früher vielfach an der Goldküste gefunden; auch an den Ufern von Kamerun sind blaue Korallen vorgekommen.

Natürlich gelangen auch gefälschte Korallen in den Handel. Die billigen Kunstprodukte bestehen aus Siegellack, aus rothgefärbten Knochen, aus Glasperlen, die mit rothem Gyps ausgefüllt sind, und aus Marmorpulver, welches durch rothgefärbte Bindemittel zusammengehalten wird. Während aber echte Korallen mit Säuren aufbrausen, rufen Verfälschungen diesen Vorgang nicht hervor und können daher leicht erkannt werden. —

Eine saubere Geschichte.

Von E. N. Potapenko.

(Schluß.)

Perechwatow wollte sich aber noch ein wenig bitten lassen. Die verlegene Miene der gezähmten Wittsteller, die noch gestern mit so entschiedenen Forderungen zu ihm gekommen, gefiel ihm sehr. Aber die Zeit erlaubte es ihm nicht; jede Minute kostete Geld. „Na, meinewegen, es mag sein. Geht an die Arbeit, aber Ihr müßt auch die ganze Ernte besorgen; ich schicke Euch gleich den Verwalter. Nun, geht mit Gott,“ schloß er, indem er die Hände erhob, als ob er sie zu ihrem Werthe segnen wollte.

„Danke schön!“ sagten die Bauern im Chor und verneigten sich vor Perechwatow bis zur Erde. Dann verließen sie den Hof des Gutsbesizers mit solch innerer Befriedigung, als ob man ihnen hundert Rubel geschenkt hätte. Bald waren sie bei der Arbeit, und in Perechwatow's Feldern vernahm man die Musik der klingenden Sensen.

Die Bauern waren mit ihren Familien hinausgezogen, sogar die kleineren Kinder waren beschäftigt. Gefocht wurde an dem Tage überhaupt nicht; denn die Frauen mußten ebenso emsig im Felde arbeiten wie die Männer. Nie wurde mit solchem Eifer gearbeitet. Zur Mittagszeit nahm man einen schnell bereiteten kalten Brei zu sich, und die Arbeit lud wieder an. Von einer Ruhepause nahm man Abstand. Nur die Kinder, die nicht im Stande waren, unangefeselt bei einer Hitze von dreißig Grad zu arbeiten, liefen fortwährend nach dem halb ausgetrockneten Flusse. Sie tauchten schnell einmal in dem schlammigen Wasser unter und begaben sich nach dieser fragwürdigen Erquickung gleich wieder an die Arbeit. Und je mehr die Sonne glühte, desto mehr arbeiteten die Bauern. Ab und zu saßen sie sich ihre unweit gelegenen Felder mit dem schönen Roggen an, und das gab ihnen Kraft, die Müdigkeit zu besiegen und weiter zu arbeiten. Ihre Felder schienen ihnen mit den schweren Aehren aufmunternd zuzumicken.

Am Abende des folgenden Tages, als die Sonne sich zum letzten Male in dem sich durch die Felder schlängelnden Flusse abspiegelte und hinter dem dichten Schilf verschwand, als sich über die wenig schönen Häuser Dämmerung senkte, als wie auf Verabredung die munteren Feldjäger plötzlich schwiegen und die

schreihaften Krähen ihre Abendunterhaltung begannen, — da fuhren in den weiten umzäunten Hof vor der großen Scheune Perechwatow's die letzten Erntewagen hinein. Fünf große Mieten, deren Köpfe in sechszackigen Sternen aus Garben endeten, waren höchst kunstvoll aufgebaut. Und noch war Korn da für zwei ebenso große Mieten.

Als endlich die Arbeit beendet war, erhoben die Bauern ihre müden Köpfe, um sich genau das Wert ihrer Hände zu betrachten. Hierbei wurden sie gestört durch das feierliche Erscheinen Perechwatow's, der, umgeben von einem Gefolge von Dienern, mit wohlwollendem Lächeln hinzutrat. Die Bedienten brachten eine Menge Branntwein und Roggenbrot-scheiben. Ehrfurchtsvoll rissen die Bauern die Mägen herunter, sich selbst unbewußt, ob diese Ehrfurcht dem Gutsherrn oder dem Branntwein galt, ihrem besten Freund nach harter Arbeit. Perechwatow bot eigenhändig Jedem ein großes Glas. Die Bauern schlugen ein Kreuz, tranken es mit einem Zuge aus und schnalzten befriedigt mit der Zunge.

„Ich danke Euch, meine Fremde,“ sagte Samsjon Perechwatow väterlich, „ich danke Euch aufrichtig, denn Ihr habt Eure Pflicht erfüllt. Ich bin zufrieden und Ihr gewiß auch. Na, und morgen könnt Ihr meinewegen Euren Roggen ernten. Ich erlaub's!“

Daß Perechwatow zufrieden war, unterlag keinem Zweifel, aber woraus er schloß, daß die Bauern es auch waren, das blieb unverständlich.

Die Bauern verließen den Hof. Perechwatow stand aber noch lange bei den Mieten, er rieb sich vor Vergnügen die Hände. Diese großartige Ernte, die ihm bedeutenden Gewinn verhieß, hatte ihm, dank seiner Schlaubeit, fast keinen Arbeitslohn gekostet.

Als er in sein Haus zurückkehrte, fand er einen theuren Gast vor: den Adelsmarschall Sachudals. Der Fürst war über sechzig Jahre alt, schwerfällig und langsam in körperlicher und geistiger Beziehung. Sein fettes bartloses Gesicht zeigte nur einen Ausdruck, den des Wohlbehagens, sobald nämlich seine ungeschlachten Glieder sich in angenehmer Ruhe befanden.

Zuerst bat Perechwatow seinen Gast, die Mieten

zu besichtigen, und versprach, ihm dabei eine sehr feine Geschichte zu erzählen. Der Fürst willigte ein, in dem Augenblick jedoch, als er den Kopf hob, die schönen Spigen der Mieten zu bewundern, wurde sein Gesicht dunkelroth, und mit weit aufgerissenen Augen trat er erschrocken einen Schritt zurück. Perechwatow hatte ihm die interessanteste Episode seiner Geschichte erzählt, nämlich die Liige vom Krieg und vom Einziehen der Steuern.

„Na, weißt Du... das... ist schon ein zu kühner Einfall,“ sagte der Fürst erregt, indem er sich Mühe gab, sein Erstaunen zu verbergen, um den Freund nicht zu beunruhigen.

„Ach was, ich versichere, daß Niemand darunter gelitten hat,“ beruhigte ihn Perechwatow. „Wenn Du wüßtest, wie das Alles so rasch verlief. Morgen ernten die Bauern für sich. Und wenn dann nachher die Zeit der Steuereinzahlung kommt, werden sie sich sehr freuen, daß sie schon gezahlt haben.“

Es hatte wirklich den Anschein, als ob er den Bauern eine Wohlthat erwiesen hatte.

„Ja, aber...“ Der Fürst erwiderte nichts mehr. In Perechwatow's Arbeitszimmer entwarf er schnell einen Zettel an den Dorfschreiber. Obgleich sich der Fürst den Anschein gab, ganz heiter zu sein, und sich bemühte, ein freundschaftliches Gespräch zu führen, so bemerkte sein Wirth doch, daß er ganz aus dem Häuschen war.

„So etwas solltest Du, lieber Freund, unterlassen. Das war nicht recht!“, warf er von Zeit zu Zeit mitten in ein ganz anderes Gespräch hinein.

„Was ist denn dabei?“ fragte höchst unschuldig Perechwatow. „Mein Gott, was verstehen denn die Bauern davon? Doch rein garnichts!“

„S'ist schon richtig, was Du sagst... Doch, Du hättest es lieber lassen sollen.“

Perechwatow wußte sehr genau, daß die Sache nicht so unschuldig war, und daß es zum Schergen keinen Grund gab. Aber er rechnete sehr auf die Macht und Einflüsse seines erlauchten Freundes.

Als Fedot Fedotowitsch den Zettel in seiner zitternden Hand hielt und die Unterschrift des Adelsmarschalls erkannte, konnte er sich nicht entscheiden, ob er sich zu fürchten oder zu freuen habe. Nachdem

er jedoch die fünf heiligen Zeilen Sr. Durchlaucht gelesen, wurde er ganz starr. „In Anbetracht der zu erwartenden Mißverständnisse,“ schrieb der Fürst, „dürfen Sie nicht mehr im Dorfe bleiben, begeben Sie sich unverzüglich auf mein Gut, und theilen Sie ein Gleiches dem Dorfschulzen mit.“

„Du lieber Gott, wohin wird mich mein Schicksal noch bringen,“ seufzte Fedotowitsch schwer auf, indem er einen verzweifeltsten Blick auf seine Kleinen warf, für die allein er sich in diese Sache hatte verwickeln lassen, für die er mit seinem Gewissen Handel getrieben hatte.

IV.

Am folgenden Morgen ganz früh, als die Einwohner Pogorolofka's sich noch verschlafen die Augen rieben, fuhr in das Dorf ein Bauernwagen, bespannt mit einem abgehetzten Gaul. Im Wagen saß ein Bauer mit langem, blondem Bart. Sein übermüdetes Gesicht verrieth große Aufregung. Als er an dem Hof des Bauern Sasula ankam, rief dieser ihm zu: „Bist Du es, Michail? He, warte doch! Woher bringt Dich denn der Teufel? Wohin warst Du denn verschwunden?“

Der Wagen blieb stehen.

„Was ist denn bei Euch inzwischen geschehen?“

„Bei uns? Nichts, garnichts. Gestern sind wir mit der Ernte des Gutsherrn fertig geworden,“ sagte achselzuckend Sasula. Er gehörte mit zu den „Auführern“!

„Fertig geworden . . . Schäfsköpfe seid Ihr. Laßt Euch von Jedem die Haut herunter schinden. Ist auch kein Wunder, daß sie es thun, wenn Ihr ihnen selbst in die Arme laßt.“

„Na, gegen solche Macht ist doch nichts zu machen. Uebrigens ist die Sache schon besorgt, und darüber ist nicht mehr zu reden. Leichter wird sie davon gewiß nicht.“

„Und doch, mein Freund, werden wir darüber noch zu reden haben. Ich bringe eine Menge Nachrichten mit. Nicht umsonst bin ich zu so vielen nachbarten Dörfern gefahren. Bestelle Du nur, daß Alle zum Schulzenamt kommen. Ich werde Euch etwas erzählen, daß Euch die Augen aufgehen.“

„Schön, ist gut,“ antwortete Sasula.

Michail peitschte auf seinen Gaul los, daß er gleich im Karriere weiter lief. Die Nachricht, die ihm Sasula gegeben, hatte auf ihn erschütternd gewirkt. Er hatte nicht gedacht, daß die Bauern sich so rasch ändern und dem Gutsherrn zu Willen sein würden. Dieser Michail Kusnitsch war ein eigenwilliger Mensch. Gewöhnlich konnte man im Dorfe keinen heitereren finden als ihn. Er war stets mit dem Schicksal zufrieden. Im Verkehr mit seinen Nachbarn friedliebend und nachgiebig, zeigte er sich jedoch als ein ganz Anderer, sobald es Jemand einfiel, sein Dorf oder seine Landsleute zu beleidigen. Während die anderen Bauern, bewußt ihrer Ohnmacht, geduldig eine Kränkung ertragen konnten, geriet er sogleich aus dem Häuschen. Er wurde wüthend, gallig und begann zu schimpfen. Und trotzdem er oft allein gegen Viele zu kämpfen hatte, führte er seine Sache doch meist gut zu Ende. Er erwartete einfach den rechten Augenblick, um sich an seinem Widersacher rücksichtslos zu rächen. Es wohnte in Michail Kusnitsch ein hohes Gemeinschaftsgefühl.

Es vergingen keine zwanzig Minuten, und Michail ging von Haus zu Haus und forderte die Bauern zur Versammlung auf. „Es sollen unbedingt Alle kommen!“ schrie er, „da es sich um eine Sache handelt, die noch nie dagewesen.“

Und sie kamen auch wirklich Alle.

„Na, Michail Kusnitsch, sprich, wozu hast Du uns versammelt?“ wandten sich einige der neugierigsten Bauern an Michail.

„Reiß' Dir nur erst die Augen aus,“ kam es wortlos von Michail zurück. „Denkst Du, ich werde es jedem Einzelnen darlegen? Ne, dazu reicht keine Zeit aus.“

Endlich fand Michail die Zeit gekommen, die Versammlung zu eröffnen. „Vorgestern, sagtet Ihr, Land-Leute, daß Michail toll geworden wäre; aber Michail ist nicht toll, sondern er hat etwas Gutes ausgerichtet,“ begann er seine Rede in herbem,

galligem Tone. „Sobald ich von der Perepitscha hörte, was diese dumme Frau von Krieg und Steuern erzählte, sobald der Schreiber dies Alles bestätigte, habe ich mein Pferd anspannen lassen und bin flugs zu den Nachbardörfern gefahren.“

Ich kam zum ersten und ging gerades Weges zum Schulzen. Dort dient als Schulze Menjailo, ein vornehmer Bauer mit hellem Verstand, nicht so Eimer wie unser Schulze, den jedes Weib im Streit besiegen kann. Ich komme also zu ihm und frage gleich: „Ist es wahr, daß ein Krieg mit den Deutschen ausgebrochen ist, daß man schleunigt die Steuern einziehen soll?“ Der machte aber Augen: „Du, sagst er, bist Du denn von Sinnen? Ich habe von keinem Krieg gehört, und was Du da von Steuern sprichst, sagt er, so wird man, wenn auch ein wirklicher Krieg wäre, sagt er, in dieser knappen Zeit doch keine Steuern einziehen. Dafür giebt es kein Gesetz. Dazu, sagt er, hat die Regierung anderes Geld, verstehst Du?“ „Und bei uns,“ sage ich, ziehen sie Steuern ein.“ „So spei ihnen in die Augen,“ waren seine eigenen Worte.

Na, denke ich mir, vielleicht weiß er noch nichts, vielleicht hat er noch keine Nachricht bekommen. Ich fahre in das nächste Dorf. Dort hält man mich für einen Narren, und wie viel hat man über mich gelacht! Ich schäme mich, das zu erzählen. Du bist wohl aus dem Irrenhause entsprungen, Alle haben auf dem Felde zu thun, und Du sprichst von den Deutschen.“

Na, denke ich mir, fahre doch noch in ein anderes Dorf. Dort ist mir der Schreiber bekannt, aber der wußte auch nichts. Er meinte, unser Schreiber und Schulze haben das geträumt, oder sie seien toll geworden.

Da hört doch Alles auf, sagte ich mir. Ich sehe, die ganze Sache ist eine Samerei. Ich eile schleunigt nach Hause. Hier hat schon Alles für den Gutsherrn geordnet. Man hat sich für den sauberen Herrn gehörig abgehetzt. So ist die Sache. Wie Ihr seht, hat man uns betrogen, auf die schändlichste Art betrogen! So ist es! . . .“

Michail hat seine Rede geendet. Seine Stimme klang so verzweifelt, auf seinem Gesicht spiegelte sich eine solche Erbitterung, daß er die Versammlung in die höchste Aufregung versetzte.

„Also so handelt man gegen uns! Soll das christlich sein?“ schrien die Bauern.

„Den Schulzen her!“ erscholl es plötzlich.

„Weshalb den Schulzen?“ schrie Michail.

„Unser Schulze ist einfach ein Narr, der versteht nicht mehr, als mein Gaul! . . . Nicht der Schulze hat die Schuld!“ — „Wer denn?“

„'s giebt welche, die 'n bisschen klüger sind als der Schulze! Sieh' nur höher hinauf!“

Der Schulze wurde trotzdem gerufen.

„Sag' mal, Danilo Fedoewitsch, was für einen Befehl hast Du denn über den Krieg mit den Deutschen bekommen? Und über die Steuern?“ drängte man den Schulzen.

Danilo Fedoewitsch sah ganz verschlafen aus; man hatte ihn im Schlafe gestört.

„Befehl? Ich weiß von garnichts, Kinder, ich bin doch kein Gelehrter. Was wollt Ihr von mir? Der Schreiber sagte ein Befehl . . . mit Siegeln . . . sagt' ich auch ein Befehl. Die Steuern, sagte er, sollen wir einziehen. Na, sagt' ich, ziehen wir ein.“

„Ja, was für ein Befehl bist Du denn, wenn Du solche Dummheiten machst?“

„Na, weißt Du denn nicht, was für einer? Im Trinken ist er ein Schulze,“ wipelte der Dorfschwarzmaier, und die ganze Versammlung schüttelte sich vor Lachen.

Der Schulze benutzte diesen Augenblick, um sich heimlich und ruhmlos zu entfernen. Der Wis hatte ihn desto mehr getränkt, da er das Trinken wirklich liebte.

„Der Dorfschreiber her!“ schrie nun die Menge.

„Der Schreiber wird natürlich Alles auf den Schulzen wälzen,“ bemerkte Eimer. Aber mit dem Schreiber kam die Sache ganz anders. Man fand ihn garnicht zu Hause. Seine Frau erklärte, daß er noch gestern Abend gereist sei, daß sie nicht wüßte, wann er zurückkomme.

„Und ich werde Euch, Brüder, sagen,“ schrie Michail bei dieser Kunde, „daß hier weder der Schulze noch der Schreiber Schuld hat; es ist kein Anderer als der Gutsherr selbst, der die Sache veranstaltete. So ist es. Vorgestern brachten wir das Geld, das wollte er nicht, und schnell hat er das Gericht von dem Krieg ausgesprengt. Dann hat man Euch das Geld abgenommen, und nachher seid Ihr zu ihm im Namen Gottes bitten gegangen. Bald wird's einen Befehl geben, das Geld zurück-zuzahlen. 's ist eben ein Irrthum gewesen.“

Das leuchtete den Bauern ein. Jeder wunderte sich, daß ihm nicht selbst der Gedanke gekommen. Wann ist es denn vorgekommen, daß man im Sommer die Steuern erhoben hätte, wann ist es je vorgekommen, daß man bei den Mittellosen die Einrichtung nicht verkaufte?

„Der ist es! Der Gutsherr allein hat uns hintergangen! Was ist denn nun zu thun?“

„Das weiß ich nicht,“ schrie Michail, „das Meine habe ich gethan. Ich habe Euch erzählt, wie die Sache ist, und jetzt thut Ihr, was Ihr wollt. Aber ich . . . ich . . . werde ihm das nicht vergeben, so leichten Kaufes soll er nicht davon kommen!“

Der Ton, mit dem diese letzten Worte gesprochen wurden, rief bei Allen Schrecken hervor.

„Der wird schon was anrichten, er sieht ja ganz toll aus,“ dachten Alle für sich.

Die Versammlung ging ohne irgend welchen Entschluß zu fassen auseinander. Begegnete Jemand von den Bauern an dem Tage Michail, so wurde er roth und schlug vor dem bösen, durchdringenden Blick Michail's die Augen nieder.

Michail arbeitete während des ganzen Tages nicht.

V.

Es war kurz nach Mitternacht. Pogorolofka schlief einen tiefen Schlaf. Durch das Hirn der äußerst ermüdeten Bauern zogen keine Träume, weder süße, noch beunruhigende. Im Dorfe herrschte Todtenstille, sogar das sonst weitinschallende Gefläß der wachsamten Hunde war nicht zu hören, und nur bisweilen kam aus dem nahen Walde das Klagen, gebehnte Gestöhn eines erwachten Vogels oder das leichte, stoßweise Geräusch des nächtlichen Windes, der sich in dem Waldesdickicht verfangen hatte. Und Niemand von den Dorfbewohnern beobachtete, wie der tiefdunkle Himmel durch eine helle Röhre erleuchtet wurde, wie die Sterne am Himmel erblähten und erloschen und wie ganz Pogorolofka allmählig in glänzendem Lichte erstahlte, so daß es einem Faubertstättchen aus einem Märchen gleich, das von einem geheimnißvollen Schein umgeben war.

Die Weiber, die im Freien schliefen, sahen zuerst diese eigenthümliche Erscheinung. Entsetzt liefen sie davon, ohne Ziel und Bewußtsein. Sie begriffen im ersten Schrecken nicht, was sie sahen. Zwei von ihnen eilten zum Flusse mit der offenbaren Absicht, sich in's Wasser zu stürzen, aber dort angelangt, kamen sie zur Besinnung und machten kehrt. Die Beherzteren begriffen gleich das unheimliche Ereigniß, sie sungen ein entsetzliches Geschrei an.

„O, Du Herr im Himmel! Feuer!“

Das ganze Dorf stürzte zu Perechwatow's Tenne. Lichterloh brannten die gestern erst so schön aufgebauten Roggenmieten. Jetzt schienen sie mit ihren sechsadigen Spigen wahre Sterne zu sein. Die Luft war von beißendem Rauch erfüllt. Perechwatow war schon da. Wie ein Wahnsinniger lief er um den brennenden Roggen, während er mit heiferer Stimme schrie: „Wasser! Fässer! Rettet das Heu! Das Heu rettet mir! Der Roggen ist schon verloren! Heu! Heu! Begießt's mit Wasser! Schnell!“

Das Heu war für ihn wirklich wichtiger als der Roggen. Nicht weit von den brennenden Mieten entfernt standen drei mächtige Schuber ausgezeichneten Heues. Perechwatow erhoffte sich von dem Heu großen Gewinn. Ein Funke brauchte nur hinüber zu fliegen, und auch die Heuernte ging zum Teufel.

„Was steht Ihr denn so? Tölpel! Was gafft Ihr mit angerissenen Mäulern? Nehmt doch Eimer! Brüderchen, helft doch! Habt Erbarmen! Habt Ihr denn keine christliche Seele?“ flehte und tobte abwechselnd Perechwatow.

„Und hast Du vielleicht eine?“ vernahm man eine dumpfe Stimme aus der Menge. Das war Michail's Stimme. Die Bauern sahen sich um, und als sie ihn erkannten, begriffen sie die ganze Sache. Er war ohne Kopfbedeckung, barfuß, mit zottigen Haar und sah gänzlich verwildert aus. Es schien, als ob er mit unbeschreiblichem Gemüth mit seinen Augen das furchtbare Flammenmeer verschlang.

„Helft doch! Helft!“ flehte verzweifelt Perechwatow.

Die Bauern standen wie angewachsen.

„Warum rührt Ihr Euch nicht? Mörder! Schufte! Vernichten wollt Ihr mich! . . . So werde ich Euch! Nach Sibirien kommt Ihr! In die Bleiwerte! Das ist grausam! Ihr seid keine Christen, Mörder seid Ihr!“

Perechwatow sah fürchterlich aus. Sein Gesicht war voll wilder Wuth, die mit Blut unterlaufenen Augen schienen aus den Höhlen springen zu wollen. Er wußte nicht, was er that. Drei Arbeiter aus seinem „engeren, häuslichen Gefolge“ machten sich ruhig und langsam bei den Wasserfassern zu schaffen. Es war auch ihnen anscheinend ganz gleichgültig,

ob das schöne Heu verbrannte oder nicht. Es waren diese Drei die einzigen fest angestellten Arbeiter, denn der Gutsherr zog billige „zufällige“ Arbeiterhände vor. Während Perechwatow von Zeit zu Zeit mit einem Eimer Wasser schöpfte und es voll Erbitterung auf das Heu goß, erhob sich ihm zum Aerger der Morgenwind. Funken flogen nach jener Richtung, wo vom hellen Schein der Flammen beleuchtet die prächtigen Heuschäfer standen. Perechwatow lief sinnlos mit leerem Eimer um das Heu. Hilfe war nicht mehr möglich. Ein Augenblick — und auch die Schöber wurden ein Raub der Flammen.

Erschöpft ließ sich Perechwatow auf dem Rasen nieder. Er knirschte mit den Zähnen. Allmählig wurde die Flamme kleiner und kleiner. Aus dem glimmenden Stroh und Heu wirbelten dicke Rauchsäulen empor. Endlich blieb nichts als glühende Asche. Alles, was auf Perechwatow's Hofe stand, war den Flammen geopfert. Der Verlust war ungeheuer, und ebenso groß war Samsjon Platonowitsch Perechwatow's Kummer.

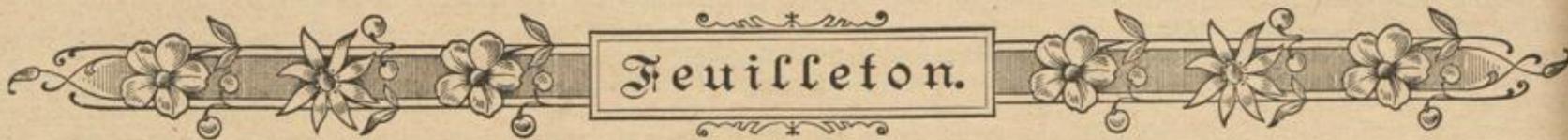
Die Bauern kamen in einer ganz ungewohnten Stimmung nach Hause. Viele fühlten Gewissenbisse, aber gleichzeitig war ihr Herz gegen ihren

Willen von einer Art Genugthuung erfüllt. Niemand sprach von der Ursache des Brandes; man erzählte verschiedene Einzelheiten während des Brandes und sagte, daß Perechwatow der Strafe Gottes anheim gefallen wäre.

„Gottes? Natürlich! . . .“ sagte unvorsichtig ein junger Burche, „aber wie eigenthümlich Michail ansah!“

„Weshalb eigenthümlich? Er war, wie er immer war! Und Du halt' lieber Dein Maul!“ schnauzten ihn die älteren Bauern an. Der Burche verstummte.

Nach einiger Zeit begann die Untersuchung; sie zog sich sehr in die Länge. Michail wurde verhaftet und dem Untersuchungsrichter zugeführt. Es schien sehr schlecht um seine Sache bestellt zu sein, denn gegen ihn gab es viele Verdachtsmomente. Plötzlich aber nahm die Sache eine wunderbare Wendung. Die Untersuchung wurde abgebrochen und Michail gänzlich unerwartet in Freiheit gesetzt. Man erzählte, daß er zur rechten Zeit von einem Kriege mit den Deutschen gesprochen und dabei des Adelsmarschalls und anderer Persönlichkeiten gedacht haben soll. Und das hatte Michail Kusmitsch gerettet. —



Die Sonne sinkt.*

Nicht lange durstest du noch
Verbranntes Herz!
Verheißung ist in der Luft,
Aus unbekanntem Mündern bläst mich's an
— Die große Kühle kommt . . .

Meine Sonne stand heiß über mir im Mittage:
Seid mir gegrüßt, daß ihr kommt,
Ihr plötzlichen Winde,
Ihr kühlen Geister des Nachmittags!

Die Luft geht fremd und rein.
Schießt nicht mit schiefem
Verführerblick
Die Nacht mich an? . . .
Bleib stark, mein tapftres Herz!
Frag nicht: warum? —

Friedrich Nietzsche.

Säerin. Langsam, gleichmäßig schreitet die junge Säerin über das Saatfeld, und in gleichem Takt greift die Rechte in den Samenkorb, holt aus und streut, den Arm in einem kleinen Bogen schwingend, die leichten Körner über die aufgelockerte Erde; die Linke hält den von einem Bande über der Schulter getragenen Saatkorb. Fast zierlich ist ihr Gang, grazios, trotz der kräftig entwickelten Formen des Körpers, ihre Erscheinung. Leicht wiegt der Oberkörper in den Hüften und beugt sich zur rechten Seite hinüber, um die Bewegung mit Nachdruck zu führen. Eine Niederbayerin ist's, nach ihrer kleidsamen Tracht, dem hochgeschürzten, einfachen Rock, dem anschließenden Leibchen, dem kunstvoll umgeschlungenen Kopftuch. —

In einer Tabakfabrik in Sevilla. Enge Räume, erfüllt von dem Giftrauch der frischen Tabakblätter, mühsame Arbeit um fargen Lohn und, dadurch bedingt, frühes Siechthum: das ist es, woran das Motiv des heutigen Bildes uns zunächst gemahnt. Nicht eigentlich diese Seite, das ernste Lebensbild der schwer ringenden Arbeit, hat der Maler in unserem Bilde festgehalten. Ihm fiel mehr die buntbewegte Szene auf: In dem schmalen Raum im Hintergrunde die dicht gedrängt sitzenden Frauen in eifriger Arbeit, und vorn an dem einzelnen Tisch die Mädel, die gerade eine Pause gemacht haben und nun eifrig miteinander schwagen. Daß sie nur für einen Augenblick ihre Arbeit unterbrechen, zeigt der Tisch, der mit Tabak und den bereits fertigen Zigarretten bedeckt ist. Eine wichtige Neuigkeit wird von der erzählt, die dem Beschauer den Rücken kehrt; wie gebannt hängen die Anderen an ihren Lippen, um ja kein Wort zu ver-

lieren. Es sind echte spanische Typen, prächtig in dem üppigen schwarzen Haar und den lebhaften dunklen Augen. Und was unsere Abbildung nicht zeigt, die kräftige Farbe, trat auch hinzu, die Szene dem Maler werthvoll zu machen. Gelbroth und Grün in malerischer Gruppierung sind die Haupttöne auf spanischen Wänden. Aber der Ernst des Lebens spielt auch in diese Darstellung hinein. Dort in der Ecke sitzt eine junge Mutter — sie muß die kurze Pause benutzen, ihr Kind zu nähren. Das Kind fand nirgend sonst eine Unterkunft, die Mutter mußte es an die Stätte der Arbeit, in all den Dunst, der den jungen Jungen Gift ist, mitnehmen . . .

Eine Handwerkerhsule in New-York. Um den nöthigen Nachwuchs von eigentlichen Handwerkern, insbesondere auf dem großen Gebiete des Bauwesens zu schaffen, hat man in Amerika Einrichtungen getroffen, die die Unterweisung in den Arbeitsmethoden und Handgriffen des eigentlichen Handwerks von der Betriebswerkstatt loslösen, sie damit dem Zufall entziehen und sie in eigentliche Lehrwerkstätten verlegen und so mehr konzentriren. Eine solche Einrichtung ist die New-Yorker Handwerkerhsule, deren Eröffnung im Herbst 1881 mit etwa 30 Schülern stattfand; gegenwärtig besuchen sie schon mehr als 600 junge Leute. Die Hauptzahl der Schüler stellt das Baugewerbe im weiteren Sinne: Maurer, Stuckateure, Vanklempner, Installateure und Elektriker, Zimmerleute, Anstreicher, Schildermaler, Wand- und Freskomaler, Grobshmiebe und Fassadenmacher; außerdem giebt es aber auch noch eine Abtheilung für Schrifiseker und Buchdrucker. Eine eingehendere Darstellung des Lehrganges findet sich in der „Deutschen Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen“, der wir die folgenden Angaben entnehmen.

Die Ausbildung ist eine praktische und theoretische. Die praktische Ausbildung geschieht in Werkstätten, die lediglich diesem Zwecke dienen. Es sind ihrer eine ganze Anzahl in dem Gebäude der Schule vorgegeben, sämtlich höchst praktisch eingerichtet und reichlich mit Werkzeugen und Materialien ausgestattet. Verkauft wird von den hier gefertigten Gegenständen nichts.

Die Maurer lernen hier alle Arten von Mauerwerk selbst ansüßeren, und zwar wird das Mauerwerk stets nur so hoch aufgeführt, daß die jungen Leute bequem reiten können; dann wird es niedergedrückt und die Backsteine werden gereinigt, um von Neuem verwandt zu werden. Zuerst wird nur auf sorgfältige Arbeit gesehen; erst gegen Ende des Kurzus wird eine Stunde festgesetzt, in der die jungen Leute auch zeigen können, wie schnell ein Jeder eine funktgerechte Mauer aufzuführen im Stande ist. Bevor eine Uebung gemacht wird, zeigt der Lehrer erst, wie man es machen muß. Ähnlich werden die Stuckateure beschäftigt. Fachmänner haben sich bei einem Besuch der Schule dahin geäußert, daß die von den Jöglingen gelieferte Mauerarbeit zu dem Besten gehöre, was sie auf diesem Gebiete gesehen hätten. Die Installateure lernen Röhren legen, Bade-, Wasserleitungs-, Beleuchtungs- und Heizapparate aufstellen, nebst allen anderen in das Fach einschlagenden Arbeiten. Sehr anschaulich soll ein von den Schülern des 98er Jahrgangs hergestelltes Diagramm sämtlicher Installationsarbeiten für das Leitungssystem eines dreistöckigen Hauses sein. Die Elektriker lernen Zimmer- und Hausglocken, Alarm-Apparate, Drahtleitungen usw. herzustellen, Leitungsdrähte herrichten, verbinden und adjustiren, Klingeln, Signal-

geräthe, Lastknöpfe und ähnliches anbringen. Die Anstreicher, Schildermaler und Wandmaler lernen von der einfachsten Tünche bis zum künstlerisch vollendeten Plafond-einfaß Alles, was für das Fach der Holz- und Wandmalerei in Betracht kommt. Es wird dem Schüler gezeigt, wie Flächen für diesen Zweck vorzubereiten, wie Schablonen anzufertigen und anzuwenden sind. Schrifzzeichen und Malen ist ebenfalls ein besonderes Unterrichtsfach. Die Schüler haben das Brett für die Malerei vorzubereiten, alsdann werden Musterbuchstaben und Schriften nach Vorlagen darauf kopirt. Die Buchstaben werden zunächst einfarbig, dann mehrfarbig und ohne Schatten dargestellt. Hierauf folgt der Buchstaben durch Linien und Schatten. Alsdann werden Schriften auf Holz und Glas mit Vergoldung gemalt. Um den Unterricht in der Ausführung solcher Arbeiten der Wirklichkeit möglichst entsprechend zu gestalten, läßt man die Schüler auch Schilder auf einer Leiter stehend malen. Die Freskomaler lernen vor Allem die Freskobehandlung der Wandflächen, sodann aber auch den Gebrauch der Malutensilien und die Mischung der Farben. Die Schmiede lernen die Behandlung der Esse, den Gebrauch von Hammer und Ambos, von Zange und Feile, die Anfertigung von Klammern, Nägeln, Ringen, Ketten und Werkzeugen, sowie die Methoden des Härtens und Stählens, nebst dem Feilen und Poliren des Schmiedeeisens. Die Fassadenmacher beschäftigen sich hauptsächlich mit Fassadenarbeiten aus Eisenplatten (ornico-work). Die Schrifiseker und Buchdrucker pflegen vor Allem den sogenannten Accidenz- und Geschäftsdruk, ohne indessen den wichtigsten Zeitungsdruck zu vernachlässigen; dabei wird auf gefälliges Aussehen des Druckes besonderer Werth gelegt.

Die Lehrer dieser praktischen Fächer sind stets anerkannt tüchtige Praktiker. Die theoretische Ausbildung beschränkt sich auf Kenntniß der Arbeitsmaterialien, Geschäftsführung, Freihandzeichnen und Gewerbezeichnen, besonders Aneignung einfacher Pläne und sogenannter Werkzeichnungen zur Veranschaulichung des Arbeitsstückes. Die einzelnen Fachkurse dauern drei, vier, auch sechs Monate. Sie zerfallen in Tages- und Abendkurse. Die Tageskurse sind für solche junge Leute, die erst ein Handwerk erlernen wollen; diese kommen oft von weither nach New-York. Um ihnen billige Unterkunft zu verschaffen, ist ein eigenes Wohngebäude errichtet, wo sie für fünf Dollars monatlich ein möbliches Zimmer nebst Heizung und Beleuchtung haben können. Die Abendkurse sind für solche Handwerkslehrlinge bestimmt, die eine gewisse Vorbildung haben, sich aber noch vervollkommen möchten. Das Schulgeld schwankt zwischen 40 und 6 Dollars für den Kurzus. Es bringt jährlich etwa 10 000 Dollars ein, während das Schulbudget sich auf circa 35 000 Dollars beläuft. Die fehlenden 25 000 Dollars werden größtentheils aus einer im Jahre 1889 errichteten Stiftung im Betrage von einer halben Million Dollars bestritten. Die Anstalt hat ihre eigene Zeitschrift, die von den Jöglingen der Seker- und Druckerabtheilung gesetzt und gedruckt wird. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.